

«Manchmal rufen sie mir nach: Du Lesbe, du Nutte!»

Hass bei Jugendlichen Eine neue Umfrage zeigt enorme Zunahmen von homophoben, muslimfeindlichen und antisemitischen Teenagern in der Schweiz. Woher kommt das? Besuche im Jugi und beim FC.

Roland Gamp
und **Anielle Peterhans**

FCZ. GC. Der Jugendtreff im Zürcher Oberland ist vollgeschmiert mit den Schriftzügen der beiden Fussballclubs. Die Teenager, die sich hier zwischen Bar und Tögelikasten treffen, sind in Lager unterteilt. «Hoppers sind scheisse», findet Sekundarschüler Nils und lacht, sodass man seine Zahnsperre sieht. «Diese schwulen Hunde.»

Miro, der neben ihm auf dem Sofa sitzt, scheint die Beleidigung kaum zu registrieren. «Wir machen halt solche Sprüche», sagt er. Das sei in der Regel nicht «ehrenlos» gemeint. «Einfach als Spass.» Chiara aber findet die Bemerkung nicht lustig. Die Teenagerin gesellt sich zu den Jungs in der Lounge. Sie ist bisexuell. «In der Schule werde ich deshalb gemobbt. Manchmal rufen sie mir nach: Du Lesbe, du Nutte!» Chiara versucht, die Anfeindungen zu ignorieren. «Weh tut es trotzdem.» Sie wünsche sich mehr Akzeptanz. «So wie beim Pride-Festival, das ich im Juni besucht habe.» Dort sei es normal gewesen, dass sich Frauen oder Männer geküsst hätten.

Das irritiert wiederum Miro. «Ich finde das falsch, wenn sich Schwule auf der Strasse küssen.» Er würde in einem solchen Fall nicht zuschlagen, versichert der Sekundarschüler. «Aber ich würde sicher laut lachen – ich mag das einfach nicht.»

Diese Abneigung ist bei der Schweizer Jugend weit verbreitet. Das zeigen neue Zahlen, die repräsentativ sind für die Deutsch- und die Westschweiz. Mehr als 1600 Personen zwischen 15 und 25 Jahren haben die Forschenden von Mai bis Juni 2024 befragt. Sie legten ihnen dabei verschiedene extreme Aussagen vor. Eine Auswahl:

— Durch ihr Verhalten sind die Juden an ihren Verfolgungen mitschuldig.

— Muslimen sollte die Zuwanderung in die Schweiz untersagt werden.

— Homosexualität ist unmoralisch.

Die Zustimmung lag je nach Aussage überraschend hoch. Insgesamt stufen die Forschenden derzeit 26 Prozent der Befragten als ausländergefeindlich ein, 15 Prozent als homophob, 10 Prozent als muslimfeindlich und 8 Prozent als antisemitisch.

Gerade bei Teenagern unter 17 Jahren sind diese Strömungen besonders weitverbreitet, Jungs stimmen eher zu als Mädchen. In nur zwei Jahren stieg die Quote bei sämtlichen Gesinnungen um 49 bis 66 Prozent an.

«Es liegt für junge Menschen ganz offensichtlich im Trend, sich von anderen abzugrenzen und sie abzuwerten», sagt Studienleiter Dirk Baier. Der Kriminologe ist Professor an der Universität Zürich und an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Schon im Vorjahr konnte er eine leichte Zunahme feststellen. «Diese wurden nun im aktuellen Jahr richtiggehend dynamisiert.»

Baier spricht von «mensenfeindlichen Haltungen», die aus verschiedenen Gründen problematisch sind. «Einerseits sind solche Einstellungen ein Nährboden für extremistische Handlungen. Andererseits verträgt sich diese Intoleranz nicht mit den freiheitlichen Werten der Schweiz.»

Gaza auf dem Handy

Woher kommt der Hass? Mögliche Ursachen zeigen sich beim Besuch im Zürcher Oberland. Wer hier, im Treff der Stiftung für Kinder- und Jugendförderung Mojuga, nach der Zukunft fragt, spürt Sorgen und Ängste. «Wir haben schlechte Aussichten», sagt der 14-jährige Nils. «Der Krieg in der Ukraine wird nicht so schnell zu Ende gehen. Und der Klimawandel ist scheisse, so viele Tiere sterben aus.»

Die anderen Teenager – alle heissen in Wahrheit anders – nicken zustimmend. «Gegen Ausländer habe ich eigentlich nichts», sagt Nils weiter. «Es gibt einfach sehr viel Hilfe für Flüchtlinge. Mehr Hilfe als für uns Schweizer.» Yara, die ein Kopftuch trägt, entgegnet: «Weisst du, wie viele Leute mich oft komisch anschauen?» Ilias, in Syrien geboren, kennt das Gefühl. «Den Krieg in Gaza sehe ich jeden Tag am Handy», sagt er. «Mir tut es

Hier finden Eltern Unterstützung

Wie erkennen Eltern, ob ihre Kinder in extreme Kreise abdriften, und was können Sie tun? Folgende Anlaufstellen bieten Rat im Bereich Radikalisierung:

— Elternberatung Pro Juventute: 058 261 61 61, www.projuventute.ch/fr/conseils-aux-parents

— Eltern-Notruf: 0848 35 45 55, www.elternnotruf.ch/fr/

— Familienunterstützung des Roten Kreuz: 058 400 41 11, www.redcross.ch/fr/notre-offre/aide-au-quotidien/pour-des-familles-fortes

— Liste der Anlaufstellen, die bei Fragen zum Thema Radikalisierung konsultiert werden können. www.svs-rns.ch/fr/prevention-de-la-radicisation-et-de-lextremisme-violent



«Man muss die Jugendlichen individuell abholen, Vertrauen zu ihnen aufbauen», sagt der Sozialarbeiter Marco Bezjak. Symbolbild: Keystone

wesh, wie es den Leuten in Palästina geht.»

Umweltkatastrophen, Klimawandel, Krieg oder die schwierige wirtschaftliche Lage: «Jugendlich zu sein ist heute anders als früher – die Zuversicht fehlt», sagt Marco Bezjak. Der Sozialarbeiter kennt die Sorgen der jungen Erwachsenen als Präsident der Stiftung Mojuga, die in 23 Gemeinden und fünf Kantonen aktiv ist. «Die Jungen spüren die Unsicherheit genauso wie die Erwachsenen, vielleicht noch stärker. Und diese Orientierungslosigkeit lädt dazu ein, sich extremen Positionen zuzuwenden, die vermeintlich Sicherheit vermitteln, weil es einen klaren Gegner gibt.»

Das können laut Bezjak radikale Positionen beim Klimawandel oder im Linksextremismus sein, aber auch im Rechtsextremismus, in der Schwulengefeindlichkeit oder im Sportfanatismus. «Solche Positionen hat es schon immer gegeben, und es ist auch gut, dass Jugendliche ihre Grenzen ausloten und Fehler machen dürfen.» Oft würden die Teenager bewusst in jenen Themenfeldern provozieren, die von Erwachsenen gerade besonders kontrovers diskutiert würden. «Weil sie so besonders viel Aufmerksamkeit erhalten.»

Was dem Sozialarbeiter dabei Sorge bereitet: «Heute gibt es mehr spezifische Gruppierungen, die fast keinen Verhandlungsspielraum zulassen. Die Durchmischung fehlt.» Wer einmal in einer Bubble sei, also in einer Informationsblase, bewege sich kaum mehr raus und gera-

te auch in den sozialen Medien durch den Algorithmus immer tiefer hinein, sagt Bezjak.

305 Hate-Crimes

Auch Dirk Baier von der ZHAW sieht in den sozialen Medien einen Beschleuniger. «Der Krieg ist nicht mehr weit weg, sondern berieselt uns 24/7 mit Livebildern. Die Jugendlichen fühlen sich durch dieses ständige Ausgesetztsein gezwungen, eine klare Haltung einzunehmen: Gut gegen Böse.» Hinzu kämen punktuelle Ereignisse. «Corona oder der Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober haben zu einer klaren Zunahme von radikalen Positionen geführt.» In solchen Krisen würden sich gerade junge Menschen in autoritäre Ideen flüchten. «Denn diese geben Halt», sagt Baier. Und gewisse Parteien stellten gezielt populistische Narrative zur Verfügung, um Menschen abzuholen, die Orientierung suchten.

Am deutlichsten auf dem Vormarsch bei jungen Menschen sind homophobe Einstellungen. Laut Umfrage stieg der Anteil der Jugendlichen, die sie befürworten, in zwei Jahren um 66 Prozent.

Roman Heggli, Geschäftsführer von Pink Cross, der Dachorganisation der schwulen und bisexuellen Männer in der Schweiz, erstaunt das nicht. Fast täglich wurde im Jahr 2023 der eigenen Helpline ein LGBTQI-feindliches Hate-Crime, also ein Delikt aus Hass, gemeldet: insgesamt 305 Fälle. «Viele Hate-Crimes werden von jungen Männern verübt», sagt Heggli. «Häu-

fig ist es eine Gruppe von Jungs, die sich gegenseitig ihre vermeintliche Männlichkeit beweisen wollen, indem sie einen schwulen Mann angreifen.»

Die zunehmende Aggression sei gesamtgesellschaftlich zu spüren, angefeuert von lauten Stimmen in Politik und Medien, sagt Heggli. Auch öffentliche Auftritte queerer Personen, wie zum Beispiel zuletzt von Nemo am Eurovision Song Contest, lösten wieder queerfeindliche Reaktionen aus. «Wenn queere Menschen sichtbar werden, werden sie zur Zielscheibe von Angriffen. Mit negativen Folgen für alle in der Community.» Eine öffentliche Debatte sei zwar zu begrüssen, aber nicht, wenn die Menschenrechte von diesen Personen wieder als verhandelbar dargestellt würden.

«Bro, das ist sexistisch!»

In einem argauischen Fussballverein lösen sich gerade zwei Mannschaften ab. Circa 15 Jungs liess der Trainer bei praller Sonne am Ende des Trainings Sprints rennen. Die anderen bereiten sich am Spielrand vor. Auch ihre Namen haben wir geändert. «Im Fussball outen sich Spieler – wenn überhaupt – erst nach der Karriere», sagt der 20-jährige Ardian. «Womöglich aus Angst vor den Reaktionen der Fans, den Ultras und so. In der Mannschaft wärs kein Problem. Ich habe nichts gegen Schwule», sagt er.

«Schwule?», fragt der 25-jährige Lorik, der verschwitzt dazu kommt. «Ich will es einfach nicht sehen, wie sie sich voll küssen. Sie müssen ja nicht provozieren

öffentlich, sich schminken und mit Fahnen herumlaufen. Mir ist das too much.» Ardian lacht: «Aber zwei Frauen dürften sich küssen, ja? Bro, das ist sexistisch!»

Ardian kritisiert, dass seine Eltern früher nie mit ihm über Schwule oder Lesben gesprochen haben. «Ich kannte das nicht. Dann ist man zuerst erstaunt. Und in der Schule fehlt das auch voll. Vielfalt wurde nicht thematisiert. Sexualkunde war reiner Biologieunterricht.» Lorik sieht Handlungsbedarf beim Konsum in den sozialen Medien. «Tiktok macht dich dümmer. Die noch jüngeren glauben einfach alles. Katastrophe! Bisschen mehr rausgehen, sozial sein, das würde allen guttun.»

Heikles Thema: Gender

Kriminologe Dirk Baier sieht Handlungsbedarf bei den Schulen. Themen wie Gender, der Nahostkonflikt oder Corona seien Minenfelder, sagt er. «Da braucht es von den Lehrpersonen in enger Zusammenarbeit mit Eltern feinfühligere Lösungen, wie man Abgrenzungen und Intoleranz begegnen kann.»

Einige Schulen und Lehrpersonen würden solche Themen mit Veranstaltungen oder Themenwochen adressieren. Andere jedoch gingen sie gar nicht erst an – «aus Angst, dass es Kritik hagelt. Leider auch zu Recht», sagt Baier. Er spielt auf einen Eklat mit SVP-Nationalrat Andreas Glarner an. Vor einem Jahr äusserte der Politiker öffentlich Kritik am geplanten «Gendertag» einer Zürcher Sekundarschule.

Die Veranstaltung musste abgesagt werden.

Der Nahostkonflikt wiederum komme teils nicht zur Sprache, weil die Lehrpersonen selbst unsicher seien und ihnen fundiertes historisches Wissen fehle. «Ich mache den Schulen keinen Vorwurf. Es ist eine schwierige Aufgabe. Aber ich denke, da ist noch Luft nach oben.»

Daniel Kachel ist Sekundarschullehrer und Vizepräsident des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbands. Die Schwierigkeit sei tatsächlich, dass Lehrpersonen zuerst oft weniger über ein Thema wüssten als Schülerinnen und Schüler selbst, weil sie sich schon intensiver damit beschäftigen hätten, sagt er. «Dann ist es meine Aufgabe als Lehrer, mich schlauzumachen und im Team zu schauen, wie wir das Thema am besten angehen.» Solche unvorhergesehenen Ereignisse neben dem normalen Unterricht zu stemmen, gehöre heute zu den Hauptaufgaben einer Lehrperson. «Und das wird oft und gern unterschätzt.»

Mehrere Bezugspersonen

Kachel betont jedoch, dass politische Bildung eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist. «Und in der Tendenz überlassen es Eltern immer stärker der Schule, solche Erziehungsaufgaben zu übernehmen», sagt er. «Für uns Lehrpersonen bedeutet das, dass Schulsozialarbeiter – von denen es eher zu wenige gibt – an Bedeutung gewinnen, zusätzliche Zeit und Ressourcen benötigt werden.»

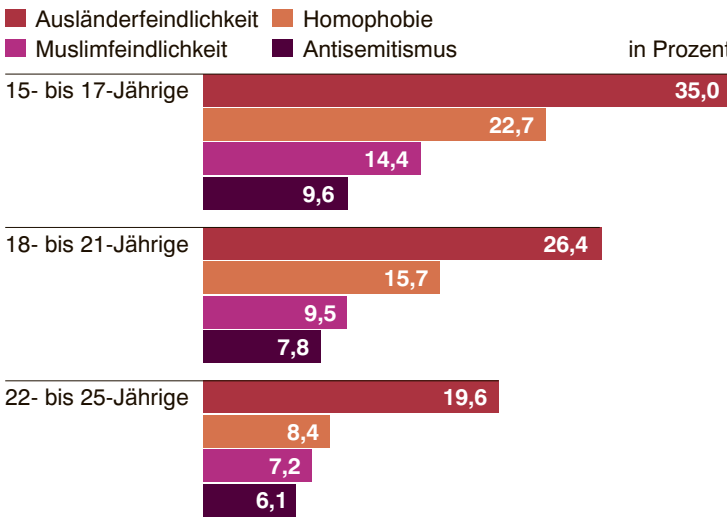
Wie knapp die Mittel sind, weiss Marco Bezjak. Der Sozialarbeiter hat für den Kanton Zürich eine Schätzung aufgestellt. «Aktuell müsste sich im Schnitt ein Jugendarbeiter mit Vollzeitpensum um rund 500 Jugendliche im Alter von 12 bis 18 Jahren kümmern», kritisiert er und erzählt von einem aktuellen Beispiel: «Wir hatten eine Gruppe Fünftklässler, die der Jugendarbeit früh aufgefallen ist. Sie haben in der Schule und im Dorf provoziert und rumgepöbelt.»

Die zuständige Jugendarbeit habe vorgeschlagen, den Jungs einen Raum zu schaffen, wo sie selbst die Regeln bestimmen, die Chefs sein könnten – «aber in Begleitung von Erwachsenen». Bis zu 5000 Franken hätte das gekostet. Die Gemeinde lehnte ab. Fünf Jahre später haben die jungen Männer alle die Schule abgebrochen, einzelne von ihnen terrorisieren laut Bezjak die Gemeinde mit Überfällen und Drogendelikten.

Bezjak sagt: «Man muss die Jugendlichen individuell abholen, Vertrauen zu ihnen aufbauen. Sie ernst nehmen in ihren Sorgen, ihnen Antworten auf ihre Unsicherheiten liefern und Rückfragen stellen können.» Die Verantwortung liege deshalb nicht nur bei den Eltern oder der Schule, die ohnehin schon mit Aufgaben überfrachtet seien. «Es braucht je nach Lebensphase andere Bezugspersonen. Das kann das Gotti sein, ein Fussballtrainer, ein Pfadileiter. Oder eben eine Jugendarbeiterin. Wir sind alle verantwortlich.»

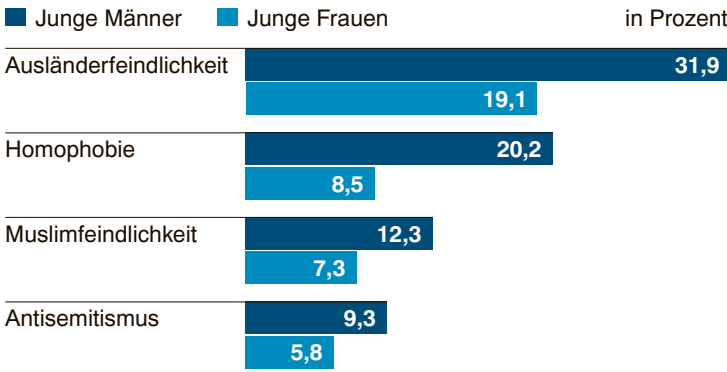
Jüngere stimmen den feindlichen Aussagen häufiger zu

Lesebeispiel: 35 Prozent der 15- bis 17-Jährigen stimmten 2024 ausländergefeindlichen Aussagen zu



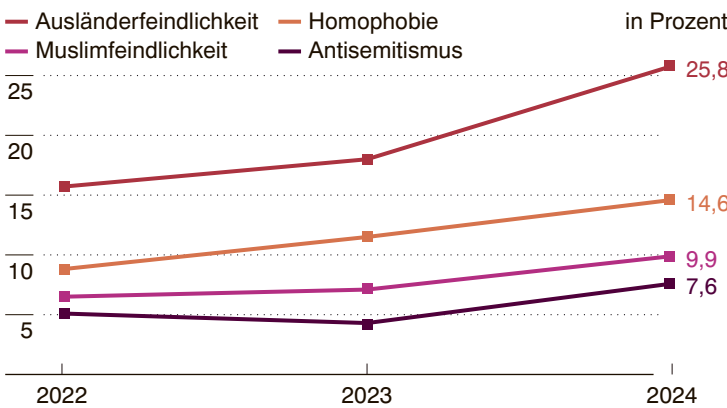
Häufigere Zustimmung bei Jungs als bei Mädchen

2024 stufen die Forschenden 20,2 Prozent der Männer und 8,5 Prozent der Frauen als homophob ein



Ausländerfeindlichkeit am weitesten verbreitet

Innerhalb von zwei Jahren ist die Ausländerfeindlichkeit über 10%-Punkte gestiegen



Die Daten sind für die Deutsch- und die Westschweiz repräsentativ

Grafik: anp, can / Quelle: Uni Fribourg, ZHAW